

Ludwig Laher

Überführungs-
stücke

Roman

Wallstein



Leseprobe (S. 45-59) aus:

Ludwig Laher
Überführungsstücke
Roman

178 S., geb., Schutzumschlag

19,90 € (D); 20,50 € (A)

ISBN (Print) 978-3-8353-1876-2

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4039-8

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4040-9

Der Autor

Ludwig Laher, geb. 1955, studierte in Salzburg Germanistik, Anglistik und klassische Philologie. Ab 1979 arbeitete er als Lehrer, Übersetzer und Autor von Romanen, Erzählungen, Lyrik, Essays, Hörspielen, Drehbüchern. Seit 1998 hauptberuflich freier Schriftsteller, lebt Laher in St. Pantaleon und Wien. Übersetzungen seiner Bücher erschienen auf Englisch, Französisch, Japanisch, Kroatisch, Spanisch. Laher erhielt zahlreiche Literaturpreise; 2011 wurde er für den Deutschen Buchpreis nominiert.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016

www.wallstein-verlag.de

Ludwig Laher
Überführungsstücke
Roman



WALLSTEIN VERLAG

II

Mahlzeit, erinnert sich Brunngraber und lugt dabei sowohl über den Rand der Lesebrille wie über jenen der Speisekarte, das Wort *Mahlzeit* verwendete meine Großmutter mit Vorliebe zweckentfremdet, und zwar, wenn etwas gründlich danebging und so angerichtet war, dass die Beseitigung des Schadens einen wohl eine ganze Weile beschäftigen würde. Sofern das überhaupt im Bereich des Möglichen lag.

Na *Mahlzeit*! hieß es da zum Beispiel, wenn es in der Küche erbärmlich stank und die Herdplatte versaut war, weil sie die aufgestellte Milch vergessen hatte. Na *Mahlzeit*! lautete ihr Befund, wenn ich ihr mein neuerliches Mathematik-Scheitern beichtete, das mich mit beiden Beinen in den Abgrund zu stoßen drohte.

Sie gestatten mir an dieser Stelle einen scheinbar weiten Gedankensprung: Drüben im Justizzentrum finden sich am Stechuhurterminal, von dem vorher schon ausführlich die Rede war, mittags oft mehrere Leute zugleich ein und stellen sich brav an, um ihre Fingerabdrücke einzuspeisen, bevor sie hungrig rausströmen und ihre Pause in der dislozierten Kantine oder eben hier verbringen. Und was bekommen sie da ohne Unterlass voneinander zu hören? Richtig, alle grüßen einander mit *Mahlzeit*. Das kommt mir aber

jedesmal wie ein Fatalitätenkommentar aus Omas Mund vor.

Vor fünfundzwanzig Jahren noch standen Fingerabdrücke fast ausschließlich für ein Verbrechen, das es aufzuklären galt. Heute dienen die wohl persönlichsten Körperdaten unter anderem längst ganz selbstverständlich als unumgängliche Touristeneintrittskarte ins gelobte Land der unbegrenzten Möglichkeiten wie als Austrittsvoraussetzung fürs Personal bei Ämtern und Behörden. Und was wird in fünfundzwanzig Jahren sein? Um mit der Oma zu sprechen: Na Mahlzeit! Ich möchte es mir gar nicht ausmalen.

Eigentlich kann ich rundweg alles empfehlen, was da auf der Karte steht. Eine exzellente Küche, Sie werden sehen oder sehen es indirekt schon jetzt. Von wegen Abstimmung mit den Füßen. Kaum noch ein Platz frei. Besonders günstig natürlich die Menüs, drei Wahlmöglichkeiten, eines davon vegetarisch, mit kleinem Nachtisch. Noch vor dem speziellen Aromadessert der Asservatenkammer.

Die Formel *Mahlzeit* ist natürlich eine aufgelegte Sache für Kabarettisten mit feinen Ohren. Ich denke da etwa an meinen engeren Landsmann Gerhard Polt, der dazu einst einen feinen Sketch fürs Fernsehen produziert hat. Die Klangfarben, die da ins Spiel kommen, der Unterton, die mögliche szenische Umgebung. Da stehst du, entschuldigen Sie bitte das

drastische Beispiel, da stehst du, bevor du nach dem Asservieren blut- und spermabesudelter Unterwäsche essen gehst, zur Erleichterung im Pissoir, stellt sich einer daneben, fingert an seinem Hosenschlitz herum und kommt dir, unmittelbar bevor sein Strahl prasselt, mit dem M-Wort. Na Mahlzeit!

Wieso, hat es dieser Tage an mir genagt, wieso kommt die meist ansteckend aufgeräumte Sachbearbeiterin vom Stock über mir, nennen wir sie Müller-Oberhuber, heute um Schlag halb vier am Nachmittag auf die Idee, mich mit einem gedehnten *Mahlzeit* zu bedenken? Ist sie einfach nur zerstreut, oder hat die Arme vielleicht keine Zeit für die verdiente Mittagspause gefunden und unbewusst ihre Sehnsucht danach kundgegeben, oder geistern die Köstlichkeiten, die Giovanni ihr serviert hat, nicht nur in ihrem Magen, sondern auch in ihrem Kopf noch herum?

Dazu kommt vor allem die Komik des uniformiert Inflationären, wenn jeder jedem die Nahrungsaufnahme nahelegt. Da lobe ich mir den stets in sich gekehrten Staatsanwalt, der sich davon nicht beeindrucken lässt und jedermann zu jeder Tageszeit sein defensives *Grüß' Sie, grüß' Sie* entgegenbrummt, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Jedes Mal wieder fällt mir dazu eine Großmutter ein, die dem von der Tochter nicht ordentlich erzogenen kleinen Enkelkind Manieren beibringen will und ihm mittels Infantilsprache einzutrichtern versucht, brav *grüssigrüssi* zu machen.

Also gut, Strich drunter, sind wir so weit? Brunngraber gibt dem Kellner ein Zeichen. Gleich nach der Bestellung legt er eine blaue Mappe vor sich auf den Tisch. Ich habe Ihnen, räume ich freimütig ein, nicht ganz ohne Hintergedanken angeboten, gemeinsam essen zu gehen. Nicht dass ich mich als Person über Gebühr in den Vordergrund drängen möchte, wo Sie doch offensichtlich mein Berufsbild interessiert, die Vielfalt der Überführungsstücke und wie mit ihnen umgegangen wird. Brunngraber schiebt die Mappe ein wenig zur Seite, lässt die rechte Hand auf ihr ruhen.

Was ich mache, mache ich, wie gesagt, nicht ungerne. Ausfüllen tut es mich nicht. Ich habe zwar ganz ohne Zweifel eine Seite an mir, die auch privat anspringt auf Ordnung, Systematik, Übersicht, Tüftelei, da ist ein Sammeltrieb, ein besonderes Auge, behaupte ich, für Objekte und ihre Aura, dafür, was diese Dinge verbindet, verbinden könnte untereinander, mit Menschen und mit Ereignissen. Und es drängt mich, manches von dem Vorgefundenen, Gesammelten mit anderen zu teilen, mich auszutauschen dazu, Aha-Erlebnisse zu haben, wenn mir unerwartet Zusammenhänge bewusst werden.

Aber da gibt es noch eine gänzlich andere Seite, unverzichtbar für mich wie ein Bissen Brot, nämlich die der einsamen kreativen Eruption mit Ventilfunktion, einer absolut ungesteuerten Entäußerung dessen, was offenbar auf einer tieferen Ebene angelegt ist in mir,

ohne dass die Ratio großen Einfluss darauf hätte. Das muss sich dann über Pinselstriche Bahn brechen, und ich komme mir dabei fast mehr wie ein Medium als wie ein Urheber vor.

Was nach dem von mir sehr geschätzten Urteil meines guten Freundes, des Gerichtspsychiaters, in meinem Fall für beide Seiten gleichermaßen gilt: Bis zu einem gewissen Grad haben sie etwas Zwanghaftes an sich, für sich genommen und in ihrem Zusammenwirken. Sie müssen auch beide ausreichend Platz haben in meinem Leben, sonst drohe ich aus der Balance zu geraten.

Die erste Seite, das haben Sie gesehen, findet im Amt reichlich Nahrung. Aber beileibe nicht nur dort. Die andere muss ich praktisch ausschließlich in der Freizeit ausleben. Ich habe mir nun gedacht, es macht vielleicht einen Unterschied für Sie, wenn Sie von dem, den Sie am Nachmittag in die Asservatenkammer begleiten werden, ein bisschen mehr Ahnung haben, wie er tickt. Ich weiß zwar nicht, was ein typischer Asservatenbeamter ist, was ich aber mit Sicherheit weiß: Ich jedenfalls bin keiner.

Brunngraber verräumt die ungeöffnete Mappe wieder, um Platz für sein alkoholfreies Weißbier zu schaffen, denn der Kellner steuert auf den kleinen Tisch zu. Wenn es Sie also wirklich nicht stört beim Essen, breite ich ein wenig vor Ihnen aus, was mich jenseits des Justizverwaltungsinspektors ausmacht.

Einigermaßen gut in Ihr Bild von einem wie mir dürfte, nehme ich an, auf den ersten Blick meine Stempelsammlung passen. Die Idee dazu ist mir gekommen, als der Computer Einzug hielt ins Amt und viele davon ihre Funktion verloren.

Zum Wohl, Brunngraber führt das Glas an den Mund und tupft mit der Serviette nach einem tiefen Schluck bedächtig den Bierschaum ab. Obwohl, fährt er fort, mein entscheidendes Stempelerlebnis, die Initialzündung sozusagen, hatte ich schon weit früher. Ich war gerade fünfzehn damals, neugierig, begeisterungsfähig, unglücklich und ziemlich naiv, als bei uns im Gymnasium, mit dem mich sonst vorwiegend üble Erinnerungen verbinden, etwas für mich im Resultat geradezu Sensationelles passierte. Da wurde doch glatt eine Ausstellung mit dem an sich wenig attraktiven Titel *Fünf bildende Künstler aus der Region* präsentiert. Mein Gott, was darf man sich da schon erwarten?

Ohne Übertreibung, was ich dann tatsächlich zu sehen bekam, das hat mein Leben auf Dauer verändert. Objektkästen, Materialbilder, wilde Skulpturen und gewagte Zeichnungen, die anscheinend völlig losgelöst von allem Zuordenbaren existierten, existieren durften. Und das in den leicht heruntergekommenen, engstirnig zweckgerichteten heiligen Hallen unserer Schule! Unfassbar. Ich bin immer wieder entgeistert vor diesen Dingen gestanden, mit offenem Mund

wahrscheinlich. Den Katalog besitze ich noch heute, er ist und bleibt mir eines der allerwichtigsten privaten Überführungsstücke.

Was das mit meiner Stempelsammlung zu tun hat, fragen Sie sich jetzt bestimmt. Ganz einfach: Einer der fünf Künstler hat in diesem Katalog hinten neben seiner Vita einen Rundstempel angebracht, und zwar nicht einfach mitgedruckt, sondern in jedem einzelnen Exemplar original. Einen knallroten, bei mir an einer Stelle leicht verwischten Rundstempel mit dem knappen Text: *BOTSCHAFT AN JEMANDEN*.

Dieser Jemand war eindeutig ich. Niemand sonst, durchfuhr es mich, konnte damit gemeint sein. Und ich hatte sie verstanden, die Botschaft, was heißt verstanden, es war eine Offenbarung. Ich durfte den Mann übrigens dann auch kennenlernen, er hat mich Würstel ernstgenommen, und um mich war's geschehen. Doch dazu später.

Stempel, und zwar schon die hundsgewöhnlichen aus dem Amt und seiner bürokratischen Umgebung, nicht nur poetische Sonderanfertigungen wie die aus dem Ausstellungskatalog: Sie beinhalten allesamt Kürzestbotschaften, oft genug in barschem Befehlstone, die, ist man empfänglich dafür und schält man sie behutsam aus dem engen Korsett ihrer Alltagsfunktion, zum Fortspinnen anregen, besonders wenn man, wie ich es zu tun pflege, mehrere davon spielerisch verknüpft.

Sie müssen sich vorstellen, bei mir daheim lagert mittlerweile eine ganze Schuhschachtel davon, ich sage nur: Flohmarkt. Es kommt manchmal vor, dass ich drei blind herausgreife und einem leeren weißen Blatt aufdrücke. Dann steht da zum Beispiel *DAUERND AUFZUBEWAHREN!* und *ORIGINAL* und *EILT SEHR!*

Spielen Sie die Verlustängste, die aus dieser Zufallskombination sprechen, die Hektik, hoffentlich gerade noch in Sicherheit bringen zu können, was einem wegzunehmen, was abhanden zu kommen, vernichtet zu werden droht, eines der vermutlich letzten Originale nämlich? Aber um welche Art von Original könnte es sich dabei handeln? Um einen aufwendig verzierten gusseisernen Pumpbrunnen aus dem Jahre Schnee oder um ein seltenes dunkelgrünes Bakelitwandtelefon aus den Fünfzigern? Gar um einen lebhaften, noch gegenwärtigen Menschen, der einen aussterbenden Beruf ausübt, um einen der letzten Schrankenwärter vielleicht? Fragen über Fragen.

Oder es steht da meinetwegen lapidar *AUSGESCHIEDEN* und *ERLEDIGT* und *ZUR KENNTNISNAHME!* Schön brutal, nicht? Zu so einer Kombination schwebt mir sofort ein älterer, unrentabel gewordener, mit einem Federstrich abgebauter Arbeitnehmer vor, der in dieser Sekunde Bescheid erhält und völlig von den Socken ist.

Einmal habe ich, nein, das gibt's jetzt nicht, da fan-

ge ich gerade zu reden an von ihm, und schon tritt er auf. Brunngraber winkt einem freundlich nickenden Herrn mittleren Alters zu, der den Mantel abgelegt hat und sich an einen der Fenstertische setzt, wo noch ein freier Platz zu finden ist. Das da drüben ist Doktor Willibald Siebenbürger, der Gerichtspsychiater, mein Gerichtspsychiater, wie ich es besitzergreifend mit Vorliebe ausdrücke.

Gerade wollte ich Ihnen nämlich von dem Selfie erzählen, das ich auf meinem Dachboden von mir machte, nachdem ich mir den *ENTWURF*-Stempel mitten auf die Stirn zwischen die nach oben züngelnden buschigen Augenbrauen gedrückt hatte. Ich, der sich ein wenig eitel, wie ich bin, ganz gern ablichten lässt, wenn's passt, aber nicht von mir selbst, habe eine Ausnahme und eine Aufnahme gemacht und das dämliche Foto an jenem Abend, an dem ich grundlos schlechter Dinge war, ohne weiteren Kommentar dem Willi geschickt, in der Hoffnung, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben.

Keine halbe Stunde später erreichte mich, ebenfalls kommentarlos, seine Antwort. Der Herr Doktor Siebenbürger dürfte gegoogelt haben und schloss mir digital einen praktischen Aufkleber in Leuchtfarben bei, den es billiger gibt, wenn man gleich tausend Stück davon bestellt: *VORSICHT ZERBRECHLICH! VOR DRUCK UND NÄSSE SCHÜTZEN!* Mir sind tatsächlich die Augen feucht geworden.

Wieder nähert sich der Kellner, diesmal mit den Speisen. Brunngraber breitet die Stoffserviette auf seinem Schoß aus, rückt das Besteck zurecht. So viel zu meiner angewandten Stempelsammlung und zur Sensibilität meines Psychiaters. Jetzt aber guten Appetit, lassen Sie es sich bitte schmecken.

Inzwischen ist die Sonne herausgekommen. Sie gleißt, unterstützt vom frischen Schnee, durch die breiten Fensterfronten ins Innere des Restaurants. Schauen Sie, wie ärmlich auf einmal das Kunstlicht wirkt, meint Brunngraber nach einer kleinen Pause. Und ein paar Bissen später ergänzt er: Eine Viertelstunde Verdauungsspaziergang nach dem kulinarischen Auftanken muss im Winter immer drinnen sein bei mir, gegen die Müdigkeit und damit ich nicht völlig vergesse, wie sich das Tageslicht anfühlt.

Brunngraber streut während des Essens die eine oder andere beiläufige Bemerkung ein, hält sich aber einstweilen damit zurück, sein Anliegen zu vertiefen. Erst vor der Nachspeise kommt er wieder darauf zu reden.

Von meiner Stempelkollektion zu den Soloabenden, mit denen ich seit vielen Jahren unterwegs bin, ist es in meinem Kopf nur ein Katzensprung. Denn die Programme, die ich dafür zusammenstelle, sind ja auch nichts anderes als mir schlüssige Verknüpfungen von einzelnen Texten, im Vergleich deutlich längeren natürlich als bei der extremen Stempelverdichtung.

Und meine Rezitationsveranstaltungen gäbe es nicht ohne das Büchermeer auf dem ausgebauten Dachboden, der vom Platzbedarf her eindeutig größten Sammlung, die ich mein eigen nenne.

Begonnen hat auch in diesem Fall alles im bereits erwähnten Gymnasium. Ich war achtzehn, in der Schule ein wahres Prachtexemplar von einem Versager, sonst erstaunlicherweise hellwach und umtriebig, unter anderem als freiwilliger Sanitäter beim Roten Kreuz für eine müde Mark in der Stunde. Dadurch erfuhr ich von einer vietnamesischen Flüchtlingsfamilie, schon damals gab es boat people, Mann, Frau, ein halbes Dutzend Kinder, die man bei uns in der Stadt notdürftig untergebracht hatte. Es war heiß, Anfang Juli, und die hatten in ihrem dunklen Altstadtloch nicht einmal einen Kühlschrank.

Da entschloss ich mich spontan, und spontan habe ich mich in meinem Leben weiß Gott oft entschlossen, da entschloss ich mich also spontan, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Wobei: Dass es angenehm werden würde, war alles andere als ausgemacht. Zunächst war es bloß riskant. Das für die Flüchtlinge Nützliche war jedenfalls zuerst da in meinen Überlegungen, möchte ich zu meiner Ehrenrettung betonen, ganz eindeutig: So ein blöder Kühlschrank, das müsste sich doch machen lassen, hatte ich mir nämlich gedacht.

Wenn ich unter den etwa Gleichaltrigen der Klein-

stadt ein Alleinstellungsmerkmal hatte, das mir in der Klasse, bei den Pfadfindern, im Jugendzentrum, im Freibad oder später im Wirtshaus einige Anerkennung eintrug, dann als eine Art Pausenclown, als Nachwuchs-Unterhaltungskünstler, könnte man es hochtrabend ausdrücken, als Sketchreproduzent, als Deklamator von humorigen, manchmal sogar tiefsinnigen Versen, die ich zumeist auswendig kannte und, je nach Bedarf, mit gesichtsakrobatischen Einlagen garnierte.

Vor diesem Hintergrund kam ich auf den rückblickend einigermaßen verwegenen Gedanken anzufragen, ob ich für eine Kühlschrankbenefizveranstaltung, die ich *Valentinsabend* nennen wollte, eventuell die Aula des Gymnasiums zur Verfügung gestellt bekommen könnte. Es gab wider Erwarten sofort grünes Licht, ich verständigte die Lokalpresse, Plakate und Flugzettel finanzierte ich selbst, hängte und legte sie überall auf und harrte der Dinge, die mir da bevorstehen würden.

Und siehe da, im Begriff, noch im selben Sommer erneut kläglich an der Versetzung zu scheitern und das Gymnasium verlassen zu müssen, feierte ich mit meinem Karl-Valentin-Programm samt vorsorglich vorbereiteter Ringelnetzzugaben ausgerechnet an der Stätte fortgesetzter schulischer Leiden einen regelrechten Triumph, der Saal quoll über, die Spendenbox ebenfalls, die Leutchen aus Vietnam konnten sich

freuen, und ich freute mich detto. Der große Kühlschrank ließ sich mit den unerwartet hohen Einnahmen gleich noch ordentlich befüllen, und selbst meinen Aufwand für die Bewerbung spielte der Abend mühelos ein. Heute nennt man so was eine Win-win-Situation.

Sogar das Provinzblatt fand Platz für eine ausführliche Besprechung und bescheinigte mir, trotz meiner Jugend ein meisterhafter Interpret valentinischer Skurrilitäten zu sein und, nachträglich zum neunundneunzigsten Geburtstag des Meisters, ein Feuerwerk pittoresker Szenen und Monologe gezündet zu haben.

Pittoresk, dieses Adjektiv ist vorgekommen in dem Artikel, das weiß ich noch genau, weil ich mich darüber wunderte, wie meine geheime Malleidenschaft sich in meinen Kleinkunstversuchen Bahn gebrochen haben mochte. Kann aber auch sein, dass da jemand mit einem Fremdwort gewuchert hat, das ihm selbst nicht ganz geläufig war. Egal, der Anfang war jedenfalls gemacht.

Brunngraber nascht vom Panna-Cotta-Dessert im Glas. Auch ein Gedicht, urteilt er und fährt sich mit der Zunge über die Oberlippe. Inzwischen bin ich als gefragter Rezitator fast im gesamten Bundesgebiet zu Gast gewesen, wiederholte Male auch in Österreich und der Schweiz. Von meinen Auftritten gibt's Mitschnitte auf CD, und auch in Rundfunk, Film oder Fernsehen komme ich gelegentlich in der zweiten

oder dritten Reihe vor. So wurde ich zum Beispiel schon als inquisitorischer Mönch, als querulatorischer Wissenschaftler oder als suizidgefährdeter Messerfetischist besetzt. Als Darsteller schein ich mich besonders für problematische, zwielichtige Charaktere zu eignen.

Was das Rezitieren anlangt, bediene mich zum Beispiel bei Größen wie Kurt Tucholsky und Karl Kraus, bei Oskar Maria Graf und Egon Friedell, Erich Kästner und Stefan Zweig, Anton Kuh und Peter Altenberg, aber auch bei weniger prominenten, oft noch lebenden Autoren, manche davon aus der näheren Umgebung und mir persönlich gut bekannt. Es gibt abendfüllende Goethe-, Heine- und Nestroy-Programme, aber auch Schräges wie ein in Teilen zur Quetschen sogar gesungenes Schlagertextpotpourri mit Heftigkeiten der Fünfziger und Sechziger sowie eingestreuten Nachrichten über auf eine andere Weise heftige zeithistorische Ereignisse von damals, die einen weiters nicht kommentierten Kontrapunkt zum Schmalz bilden.

Ich möchte ganz einfach halbwegs intelligent unterhalten. Es soll den Leuten, die zu mir in die Vorstellung kommen, gut gehen, sie haben es verdient. In vielen meiner Programme lege ich großen Wert darauf, dass befreit gelacht werden kann. Ich mag's nun einmal gern komisch, komisch mit einem gehörigen Schuss Absurdität, Abgründigkeit, wenn's geht. Kein

Bruhaha-Humor, eher die feine Klinge. Kennen Sie zum Beispiel das schöne Gernhardt-Gedicht vom Glück, das durch die Gegend humpelt, weil ihm die Trambahn drei Zehen abgefahren hat? Das sich von einem mäßig Mitfühlenden *Pech gehabt!* sagen lassen muss? Sachen in dieser Art.

Weltberühmt bin ich freilich nur in der nächsten Umgebung, in einem Umkreis von vielleicht dreißig, vierzig Kilometern, aber ich habe mir, wie gesagt, auch in verschiedensten fernen Gegenden treue Veranstalterstützpunkte erworben, wo ich immer wieder gebucht werde.

Mehrmals gastierte ich etwa erfolgreich bei der Pfeffermühle in Leipzig, wo ich der Volkszeitung nie vergessen werde, mich als Mimikmonster bezeichnet zu haben. Natürlich nicht, weil ich nachtragend bin, sondern weil ich mich köstlich amüsierte über dieses Wort. Mimikmonster!